

Hinrich Lühmann

Im Traum erringt man solche Dinge nicht¹

Prinz Friedrich von Homburg, General des Großen Kurfürsten, ist ein Schlafwandler. Am Vorabend der für die brandenburg-preußische Geschichte entscheidenden Schlacht von Fehrbellin (1675) gegen Schweden sitzt er im Garten eines Schlosses und windet sich im Halbschlaf einen Kranz. Ein Freund, Graf Hohenzollern, führt den Kurfürsten, die Kurfürstin sowie des Kurfürsten Nichte Natalie und den Hofstaat zu dieser Szene. Der Fürst macht einen Versuch mit dem General; er versucht ihn und will sehen, "wie weit ers treibt" [7-64]². Dieses Experiment wird so beschrieben:

"Der Kurfürst nimmt ihm den Kranz aus der Hand; der Prinz errötet und sieht ihn an. Der Kurfürst schlingt seine Halskette um den Kranz und gibt ihn der Prinzessin; der Prinz steht lebhaft auf. Der Kurfürst weicht mit der Prinzessin, welche den Kranz erhebt, zurück; der Prinz mit ausgestreckten Armen, folgt ihr." Er flüstert: "Natalie! Mein Mädchen! Meine Braut!"

Dieser Effekt ist wohl ganz und gar unerwünscht; der Kurfürst und seine Umgebung verschwinden hastig im Schloß; dem Prinzen ruft er zu:

"Ins Nichts mit Dir zurück, Herr Prinz von Homburg,
Ins Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht,
Sehn wir, wenns dir gefällig ist, uns wieder!
Im Traum erringt man solche Dinge nicht!" [8-75]

Etwas hat der Prinz im Traum durchaus errungen: Natalies Handschuh, den er der Zurückweichenden von der Hand streifte. Ihn findet er, von seinem Freund geweckt, auf der Erde vor. Er erinnert sich der Szene, die mit ihm veranstaltet worden ist, als an eine Traumszene, erzählt sie seinem Freund und arbeitet sie dabei um. Der Fehrbellinsche Landsitz wird zu einem Königsschloß; der Lorbeerkranz ist nicht mehr sein Werk, sondern ganz Gabe des zum Zeus erhöhten Fürsten.

"Welch einen sonderbaren Traum träumt ich?!-
 Mir war, als ob, von Gold und Silber strahlend
 Ein Königsschloß sich plötzlich öffnete,
 Und hoch von seiner Marmorrampe herab,
 Der ganze Reigen zu mir niederstiege,
 Der Menschen, die mein Busen liebt: [...]
 Und er der Kurfürst, mit der Stirn des Zeus,
 Hielt einen Kranz von Lorbeern in der Hand:
 Er stellt sich dicht mir vor das Antlitz hin,
 Und schlägt, mir ganz die Seele zu entzünden,
 Den Schmuck darum, der ihm vom Nacken hängt [...]
 Hoch auf, gleich einem Genius des Ruhms
 Hebt sie [Nathalie] den Kranz, an dem die Kette
 schwankte,
 Als ob sie einen Helden krönen wollte.
 Ich streck in unaussprechlicher Bewegung,
 Die Hände streck ich aus, ihn zu ergreifen:
 Zu Füßen will ich vor ihr niedersinken.
 Doch wie der Duft, der über Täler schwebt,
 Vor eines Windes frischem Hauch zerstiebt,
 Weicht mir die Schar, die Ramp' ersteigend, aus.
 Die Rampe dehnt sich, da ich sie betrete,
 Endlos bis an das Tor des Himmels aus [...]
 Nur einen Handschuh, heftig, im Verfolgen,
 Streif ich der süßen Traumgestalt vom Arm:

Und einen Handschuh, ihr allmächtigen Götter,
Da ich erwache, halt ich in der Hand! [S.11 - 13]

"Da ich erwache" - nun, das ist falsch, so richtig wach wird unser Prinz nie; er "träumt vor sich nieder" [14-204], heißt es immer wieder. Fatal wird dies während der Befehlsausgabe für die kommende Schlacht: die für ihn bestimmte Anweisung, ohne ausdrücklichen Befehl nichts zu unternehmen, verträumt er [21-332].

Träumend bleibt er auch beim Beginn der Schlacht; als aber erstes Siegesgeschrei zu hören ist, hält ihn nichts mehr, er wirft sich an der Spitze seiner Leute in den Kampf. Der Angriff bleibt zwar stecken. Dann aber, als in der Ferne der Kurfürst gefallen zu sein scheint, überrennen Homburgs Reiter die Schweden, die völlig geschlagen werden. Nach dem Kampf finden wir ihn bei der Fürstin und Natalie. Natalie und der Prinz - noch im Glauben, der Herrscher sei tot - gestehen einander ihre Liebe. Dann erst erfahren die drei, daß der Kurfürst lebt - ein anderer, Stallmeister Froben, hatte dadurch sein Leben für ihn geopfert, daß er sich auf des Fürsten Schimmel gesetzt und das Feuer auf sich gezogen hatte.

Der Prinz wird verhaftet und zum Tode verurteilt, weil er den Befehl zum Angriff nicht abgewartet hat. Aus dem höchsten Himmel gestürzt, reagiert er erst zornig, dann gelassen heiter; er ist sicher, daß ihm der Kurfürst, der ihn liebt wie einen Sohn, verzeihen werde, und alles nur inszeniert habe, um ihm zu zeigen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Er muß jedoch erfahren, daß seine Hinrichtung beschlossene Sache ist. Da wird der Held zum Jammerlappen. Voller nackter, kreatürlicher Angst begibt er sich zur Kurfürstin und zu Natalie. Sie sollen für ihn um

Gnade bitten; er verzichtet auf seine Braut - denn er glaubt, der Fürst wolle sie, um den Frieden zu sichern, an Schwedens König verheiraten.

Natalie und Offiziere des Heeres setzen sich für ihn beim Kurfürsten ein. Als der erfährt, daß Homburg um Gnade bittet, ist er erstaunt und verwirrt; er hatte geglaubt, der Prinz bejahe die Strafe. So appelliert er an ihn:

"Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten
Kassier ich die Artikel: er ist frei!" [56-1185]

Kaum hat der Prinz begriffen, daß er zum Richter in eigener Sache geworden ist, begreift er sein Vergehen als "Schuld" [64-1382] und nimmt das Urteil an. Nun ändert auch der Kurfürst seine Haltung. Dem Prinzen wird im Garten des Schlosses zu Fehrbellin eine zweite verbesserte Auflage des Eingangstraumes bereitet. Ihm, der noch wähnt, vor dem Hinrichtungskommando zu stehen und von Unsterblichkeit träumt, wird die Augenbinde abgenommen, und er erhält Kranz und Kette und Nataliens Hand. Ihm schwinden die Sinne; von Heil-Rufen und Salutschüssen wird er geweckt. Auf sein Fragen

"Nein, sagt, ist es ein Traum?"

kann der grimmig-treue Obrist Kottwitz nur die Auskunft geben

"Ein Traum, was sonst?" [83-1856] -

Gewiß doch: auch im Glattesten und Heilsten führt Dichtung scharf und bitter hin zu dem, was nicht aufgeht. Die Kohärenzen des Erzählten, der Bilder, der Handlung, sie umspinnen, was zutiefst stört und verstört, was aber auch schon im Verfehlen eines jeden Wortes, eines jeden Satzes nistet. Aber in Kleists Drama "Prinz Friedrich von Homburg"

wird auf plausible "Kohärenzen" der Handlung, der Motive fast ganz verzichtet. Gar nichts geht dort auf - und zwar von vornherein, gleich auf einer ersten Ebene, beim Arrangement des Materials. Schroff liegen die Brüche zutage. Als ein - so könnte man denken - Schlechtgemachtes, als Zumutung und Widersinn. Widersprüche, Ungereimtes und Skandalöses erschweren den Zugang.

Unglaublich: der wimmernde Schlachtenheld. Der im zweiten Akt den Tod nicht fürchtet, er winselt im dritten um Gnade. Unglaublich: der flink verzichtende Liebhaber. Eben noch selig mit seiner Braut, bietet Homburg sie an als den Preis, wie er meint, für sein Leben. Unsinnig: ein Scheintod. Zwei Szenen lang soll der Zuschauer, soll Homburg, sollen die Kurfürstin und Natalie glauben, der Kurfürst sei gefallen. Nach kurzem hören sie aber: Irrtum, er lebt. Damit alle erleichtert sind? Damit die alte Anekdote vom Opfertod des Stallmeisters Froben neu erzählt werden kann?

Unerträglich: die Ideologie. "In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" - Das mag hingehen als Trompetenstoß vor den Befreiungskriegen. Dann aber die Überhöhungen: Einer hat gegen das Reglement verstoßen; ihm wird die Todesstrafe zuerkannt, die er akzeptiert. Daraus wird:

"Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust". [64-1382]

Und: "Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,

Das ich verletzt, im Angesicht des Heers,

Durch einen freien Tod verherrlichen!". [78-1749]

Militärrechtlich "schuldig" mag Homburg ja sein, vielleicht. Aber die Überhöhung von Kriegsartikeln und Verstoß zu "Gesetz" und "Schuld" - das ist nicht nachzuvollziehen und kann es zur Zeit der preußischen Reformen so auch nicht mehr gewesen sein. Solche Sätze waren, denke ich, zu Be-

ginn des neunzehnten Jahrhunderts für die Denkenden bereits obsolet, auch wenn die politisch Handelnden sich ihrer mit dem Sieg der Reaktion bald wieder gern bedienen.

Dies sind einige der Punkte, die mir das Drama fremd machen und doch zugleich, da es mich anzieht und zu wiederholtem Lesen zwingt: es mir unheimlich machen. So unterstelle ich denn, daß es eine Grundierung dieses fremden, störenden Materials gibt, die mich berührt. Ihr will ich nachspüren.

Eine andere Schuld

Beginnen wir mit der "Schuld" des Prinzen: Er hat durch seinen Angriff zwar den Sieg eingeleitet, damit aber eigenmächtig gehandelt und gegen den fürstlichen Plan, gegen des Herren ausdrücklichen Befehl verstoßen, nichts zu unternehmen. Dieser Herrscher will Kadavergehorsam. Sein planender Wille soll die Realität bis ins Detail regeln; keiner darf sich entziehen, kein Unberechnetes, kein Zufall ihn stören.³ Seinen Willen legitimiert er aus dem "Gesetz".

"Wer immer auch die Reuterei geführt

[...] eigenmächtig

Zur Flucht, bevor ich Order gab, ihn [den Feind] zwingend

Der ist des Todes schuldig" [37-715]

"Der Sieg ist glänzend dieses Tages

[...] das entschuldigt

Den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt:

Mehr Schlachten noch als die, hab ich zu kämpfen

Und will, daß dem Gesetz Gehorsam sei" [38-729]

"Mit welchem Recht, du Tor [Kottwitz] erhoffst Du

[... weitere Siege]

Wenn auf dem Schlachtenwagen, eigenmächtig,

Mir in die Zügel jeder greifen darf? [...]
 Den Sieg nicht mag nicht, der, ein Kind des Zufalls,
 Mir von der Bank fällt; das Gesetz will ich,
 Die Mutter meiner Krone, aufrecht halten,
 Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt." [72-1561]

Solche Auffassung des Absolutismus war um 1810 nicht unumstritten. So hören wir denn auch Natalie zum Kurfürsten sagen:

"Was du [. . .] Unordnung nennst
 Erscheint mir als die schönste Ordnung erst
 Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,
 Jedoch die lieblichen Gefühle auch" [54-1125]

Selbst für den grimmigen Kottwitz kann das Heer kein bloßes Werkzeug sein:

"Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
 Das wirken soll in Deiner Feldherrn Brust
 Das ist der Buchstab deines Willens nicht" [72-1570]

Diese Gegenposition ist die modernere, ist jene, die die preußischen Reformer, zu denen Kleist Kontakt hatte, beflügelte und vielleicht auch jenen General Yorck, der im Ungehorsam die Konvention von Tauroggen unterzeichnen wird.

In diesem Drama geht es darum, wie das Subjekt sich zu dem im Kurfürsten verkörperten Machtanspruch des Gesetzes, den der Kurfürst als buchstäblichen durchsetzen will, stellt. Dabei bewegt es sich von Ablehnung, über den Unglauben, daß das Gesetz auch für es gelte, hin zur Unterwerfung. Da kann der Repräsentant, der Wächter des Gesetzes darauf verzichten, auf der Strafe zu bestehen, er kann die Un-Regelmäßigkeit verzeihen. Soll also die Möglichkeit einer Synthese durchgespielt werden? Dergestalt, daß dann, wenn Gesetz und Strafe in der "Brust" akzeptiert

sind, die "lieblichen Gefühle" siegen können, das Nichtbefolgen des "Buchstabens" zu verzeihen und damit nachträglich exkulpiert ist?

So deutlich diese Bewegung ist - gleichwohl fällt es schwer, von hier die Notwendigkeit der Traumszene im Garten von Fehrbellin zu begreifen. Dann hätte es genügt, einen ruhm-begierigen General zu zeigen, der verfrüht lostrabt, und, zum Tode verurteilt, nach einigem Aufbäumen zur Einsicht gelangt und wieder begnadigt werden kann.

Warum dann also das, was den Grundakkord des Dramas anschlägt: der irre Traum des Beginns?

Dazu kommt, daß das stachlige Motivgeflecht preußischer Pflichtenproblematik bei genauerer Lektüre und allem Lärm zum Trotz, den es verbreitet, durch andere Bedeutungsebenen aufgehoben wird. Denn die eben genannte "Synthesebewegung" hat auch einen alten christlichen Aspekt, der uns in der deutschen Literatur seit dem Parzival bekannt ist: Wir finden die Todsünde der *Superbia*,⁴ des Hochmutes. Nach einer Phase der *Desperatio* und des Abfallens von Gott folgt die *Humilitas*. Die Abschlußszene des Dramas wäre als Utopie zu verstehen ("ein Traum, was sonst", heißt es), jene Utopie, daß (wie im gleichfalls utopischen Raum der Gralsburg) Versöhnung von Gesetz, Herrenwillen und eigenem Wollen möglich sei. Nur auf einer ersten Ebene, jener, wo sich die Handlung entfaltet, ginge es dann um die Bejahung der brandenburgischen Kriegsartikel. Auf einer zweiten Ebene wäre die Wiederkehr des *Superbia*-Motivs darin zu lesen. Damit würde die Frage der Anerkennung des Gesetzes und des Herrn abgelöst von ihrer stoffbedingten Ausformung als brandenburg-preußische Freuden der Pflicht.

Gewiß ließe sich diese Deutung stützen und eine Menge Materials aus dem Christlichen beibringen. Homburg hat Züge, die ihn mit Christus identifizieren und den Kurfürsten mit Gott. Der Garten zu Fehrbellin ist auch jener zu Gethsemane, Homburgs Freund, Graf Hohenzollern, ist ein Judas.

Und dennoch; damit wird wenig erklärt, allenfalls eine stoffgeschichtliche Struktur beigebracht und auf ein weiteres Gesetz und auf noch einen Herren verwiesen. Die christliche Analogie zeigt uns zunächst nur, daß anderes sich in diesem Gewand verbirgt. Zu vermuten ist, daß eine andere Schuld als die eines Verstoßes gegen das preußische Reglement zugrundeliegt. Und da auch das Christliche nicht greift: eine, die vielleicht auch diesem zugrundeliegt. Welche?

Und noch einmal: Warum der irre Traum des Beginns? Lesen wir also dort, wo wir Überraschendes zu finden gewohnt sind: im Irren des Traumes.

Das Geheimnis des Traumes

Das Geheimnis des Traums, Kleist zeigt es 90 Jahre, bevor es sich dem Doktor Freud enthüllt hat, den ähnlich dringend wie diesen Dichter die Unsterblichkeit interessierte: das Geheimnis des Traumes ist die Wunscherfüllung. Was wünscht der Prinz? Er wünscht das Vollkommene, das das Unmögliche ist.

Im Garten von Fehrbellin finden wir ihn träumend am Vorabend der Schlacht damit beschäftigt, sich einen Kranz zu flechten, der Ruhm bedeutet, Ruhm, der die Gegenwart überdauert; sein Freund Hohenzollern hat ihn vorgefunden:

"Sich träumend, seiner eignen Nachwelt gleich,
Den prächtigen Kranz des Ruhmes einzuwinden" [1-27]

Unsterblichkeit als Lohn für militärische Leistungen. Das "Sich [...] seiner eigenen Nachwelt gleich" verweist auf einen merkwürdigen reflexiven Charakter des ganzen; auf eine imaginäre Geschlossenheit, die Hohenzollern durchaus erkennt:

Schade ewig schade
 Daß hier kein Spiegel in der Nähe ist!
 Er würd ihm eitel, wie ein Mädchen nahn,
 Und sich den Kranz bald so, und wieder so,
 Wie eine florne Haube aufprobieren." [7-59]

Dieser Ruhm wird antikisch verstanden und ernst genommen. Wer sich Ruhm erworben hatte, fand sich als Gott unter die Sterne versetzt, und nichts Geringeres hat Homburg vor; *per aspera ad astra* [39-757], diese Inschrift einer eroberten Schwedenfahne ist sein Motto auch. Und richtig deutet der Freund:

Sterngucker sieht er, wett ich, schon im Geist,
 Aus Sonnen einen Siegeskranz ihm winden [7-58]

Die erträumte Vergöttlichung des jungen Helden scheint in der Inszenierung des Kurfürsten für einen Augenblick zum Greifen nah zu sein; des Prinzen eigene Traumbearbeitung, als er Hohenzollern das Erlebte erzählt, arbeitet dies besonders heraus: das simple Fehrbellinsche Gemäuer wird zum Königsschloß, Natalie zu einem "Genius des Ruhms"; der Kurfürst erhält die "Stirne des Zeus", und die Rampe gar dehnt sich "endlos bis an das Tor des Himmels" [11-140 ff.].

Dies ist aber nur der eine Wunsch; es gibt weitere Wünsche, die in der Eingangsszene offenbar werden und mit der Ruhmbegier verquickt sind. Des Prinzen erste Worte in dem Drama gelten Natalie; in ihnen wird offenbar, daß er sie zur

Frau will. Und so ist sein Glück vollkommen, als er, der Sieger der Schlacht, sich mit Natalie verlobt [36-713].

Es gibt noch einen dritten Wunsch, den, an die Stelle des Kurfürsten zu treten. Dieser hat ja - um den Prinzen zu prüfen - seine Halskette um den Kranz geschlungen. Die Kette ist das Insignium der Macht. Nach ihr greifen, heißt nach dem Amte greifen, das durch sie symbolisiert wird. Kein Wunder, daß der Kurfürst die Prüfung der Absichten des Prinzen abbricht; was der erträumt, ist hinlänglich klarge worden: Schlachtenruhm, Natalie, den Platz des Fürsten.

Das war zu erwarten (und weil er es erwartet hat, wird der Kurfürst dem Prinzen die Kette als Köder vor die Nase gehalten haben); aber es kommt auch ganz Unerwartetes, ein vierter Wunsch ans Licht: Der Wunsch des Prinzen nach Familie:

Der Prinz von Homburg:

Friedrich! Mein Fürst! Mein Vater!

Hohenzollern:

Höll und Teufel!

Der Kurfürst (rückwärts ausweichend):

Öffn' mir die Pforte nur!

Der Prinz von Homburg:

O meine Mutter!

Hohenzollern:

Der Rasende! Er ist -

Die Kurfürstin:

Wen nennt er so?

Der Prinz von Homburg (nach dem Kranz greifend):

O! Liebste! Was entweichst du mir? Natalie! [8-67]

Homburg wünscht sich nicht nur eine Braut, sondern auch Eltern. Und dies nicht unberechtigt, ist er doch ohnehin zugleich auch auf dem Platz des Sohnes dieser kurfürstlichen

Eltern - wie die ersehnte Natalie auch auf dem Platz einer Tochter, was freilich bedeutet, daß er seine "Schwester" begehrt. Dem Fürstenpaar sind Homburg und Natalie als zwei Waisen zugeordnet; ihre eigenen Kinder - und das historische kurfürstliche Paar hatte sie - erscheinen in dem Drama nicht. Über den Prinzen erfahren wir:

Prinz zur Kurfürstin:

"Dir übergab zu Homburg, als sie starb,
 Die Hedwig mich, und sprach, die Jugendfreundin:
 Sei ihm die Mutter, wenn ich nicht mehr bin.
 Du beugtest tiefgerührt, am Bette knieend,
 Auf ihre Hand dich und erwidertest:
 Er soll mir sein, als hätt ich ihn erzeugt" [50-1010]

Homburg agiert an Stelle des tatsächlichen kurfürstlichen Sohnes - es ist ja erstaunlich genug, daß dieser, immerhin der künftige preußische König Friedrich I, der Begründer der Monarchie, in dem Historiendrama nicht vorkommt, obgleich er das rechte Alter für einen Feuerkopprinzen gehabt hätte: ungefähr achtzehn war er im Jahr der Fehrbelliner Schlacht. Waise ist auch Natalie; nach dem Tod ihrer Eltern fand sie Zuflucht beim Kurfürsten, der Vaterstelle bei ihr eingenommen hat. Homburg - der tatsächliche Homburg war zur Zeit der Schlacht schon ein älterer Herr - wird zum verwaisten Jüngling, Natalie ein verwaistes Mädchen, damit sie "an Kindes statt" in diesem Drama agieren können. Homburg und Natalie sind Stellvertreter von "richtigen" Kindern des Fürstenpaares. So besteht diese "Familie" eigentlich aus Stiefeltern und aus zwei Stiefgeschwistern, die einander inzestuös begehren.

Dies sind die Wünsche des Prinzen: Unsterblichen Ruhm und Natalie, zugleich aber auch Geschwister der Braut und Sohn

dieses Vaters zu werden, den er wiederum verdrängen und damit auch bei der Mutter vertreten will. So ist, was uns so beunruhigt hat, die ganze Rechtsdebatte, Schuld und Sühne, das Christliche usw. im Lichte dieses Traumes zu lesen: als ein innerfamiliales Geschehen. Einer Familie von Vater, Sohn und - ich sage das absichtlich diffus: "Frauen".

Ein fünfter Wunsch ist vollends unerfüllbar und treibt das Unmögliche des Wunschgemenges auf die Spitze: Zwar will Homburg an des Fürsten Platz, doch er will zugleich sein lieber Sohn bleiben. Und: nichts will er aus eigener Kraft, nichts in der Auseinandersetzung mit dem Herren, nichts diesem abgerungen, sondern alles als dessen gütige Gabe. Dies ist sein Haupt-Traumwunsch. Er will die Totalität von dem, der die Verkörperung der Unmöglichkeit der Totalität ist, von dem strukturnotwendigen Verbieter und Beschneider und Erzwinger des Verzichts. Das Stück ist der Versuch, diesen Widerstand wegzuträumen. Dahinein donnert "Vater" Kurfürst sein dreifaches Nein:

Ins Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg,

Ins Nichts, ins Nichts!

Im Traum erringt man solche Dinge nicht! [8-74]

Wie recht er hat! Aber er gibt diesem Rat einem, der - von einem kurzen Aufzucken, dem Eingreifen in die Schlacht, abgesehen - nicht aufhören kann zu träumen, wie gelähmt scheint, stillgestellt in seinem Wünschen. An diesem Punkt hakt das Drama fest, dreht sich im Kreis und spielt sich als das Drama derer, die wünschen und wünschen, nicht aber handeln können.

Die Un-Tat - Die ungetane Tat

Traumwunsch war offenbar, den "Vater" zu ersetzen, statt seiner zu herrschen, ja, eine Königsdynastie zu begründen. Dies verrät uns die Symbolik der Kette und die Überarbeitung des im Halbschlaf Erlebten im Traumbericht. Und so ist des Prinzen unautorisierte Angriff auf die Schweden leicht zu verstehen. Er erfolgt, als das erste Triumph-Geschrei ertönt. Er will, er muß beim Siegen dabei sein, soll irgend sein erster, der Ruhm-Wunsch in Erfüllung gehen [27-467]. Dieser Angriff bleibt aber stecken. Doch ausdrücklich dann, als Homburg und die Seinen zu sehen glauben, daß der Fürst gefallen ist, beflügeln Wut sie und Rache; sie brechen durch und führen die Wende der Schlacht herbei, bewirken den vollständigen Sieg [30-520 - 31-562].

Der erste Wunsch ist erfüllt, und mehr als er. Denn dieser Wunsch erfüllt sich genau dann, als der Vater-Rivale beseitigt zu sein scheint; und Homburg beeilt sich, an seine Stelle zu treten, statt seiner zu siegen. Dies ist die andere Wunscherfüllung. Sie wird nach der Schlacht manifest, als - noch immer im Glauben, der "Vater" sei tot - Natalie bangt fragt:

"Wer wird [...]
Jetzt diese Schweden niederhalten. Wer
Vor dieser Welt von Feinden uns beschirmen,
Die uns sein [des Kurfürsten] Glück, die uns sein
Ruhm erworben?"

Der Prinz von Homburg:

"Ich, Fräulein, übernehme eure Sache!
Ein Engel will ich, mit dem Flammenschwert,
An eures Throns verwaiste Stufen stehn!
Der Kurfürst wollte [...]"

Befreit die Marken sehn; wohlan! ich will der
Vollstrecker solchen letzten Willens sein!" [32-577]

Hier nun ist der Wunsch in der scheinbaren Erfüllung offensichtlich: er, Homburg, vertritt, ersetzt den Fürsten, ersetzt ihn politisch - aber auch und zuallererst bei den Frauen.

Dabei verwischt sich die Seite des weiblichen Objektes. Die Kurfürstin war begreiflicherweise, erschüttert von der Todesbotschaft, in Ohnmacht gesunken; darin verharrt sie, bis der Prinz die eben zitierte Erklärung abgegeben und das junge Paar sich verlobt hat. Was der Prinz in der Passage ausspricht, ist aber inhaltlich für die Landes-Mutter, nicht für Natalie bestimmt: "Euer Thron" - der brandenburgische ist nicht Nataliens Thron, sondern der der Kurfürstin, dessen Stufen mit dem Tod des Fürsten "verwaist" sind. In dieser Ungenauigkeit verschwimmen beide Frauen zu einer. Der Prinz warb auch um die "Mutter".

Wie dem auch sei: die Werbung geschieht in dem Augenblick, da der Kurfürst "tot" ist. Und in der Trauer wird die Bedingung dieser Verlobung, des Fürsten Tod, deutlich:

O Gott, wär er jetzt da, den wir beweinen,
Um diesen Bund zu schauen! Könnten wir
Zu ihm aufstammeln: Vater segne uns! [33-610]

Die Nachricht, daß er lebt, zerschlägt alle erträumten Wunscherfüllungen und ist die eigentliche Katastrophe des Dramas.

Was für eine Katastrophe? Ein Zerplatzen aller Träume - für deren Realisierung der Prinz freilich nichts getan hatte; zumindest im zentralen Punkt, der Ersetzung des Kurfürsten hat er den Zufall genutzt, gegen ihn aber nichts unternommen. Insofern ist seine Tat, für die er wird büßen müssen, eine Un-Tat gewesen. Dies wird deutlicher am Schicksal ei-

nes anderen: Stallmeister Froben hat während der Schlacht unter einem Vorwand den Platz des Kurfürsten eingenommen, sich auf sein strahlend weißes Pferd gesetzt. Er hat gehandelt, er hat getan, wovon der Prinz nur träumen konnte: er schickte den Fürsten fort und setzte sich an seine Stelle.

Das Urteil

Stallmeister Froben geschieht, was dem geschehen muß, der den Landes - "Vater" ersetzen will: er stirbt. Er ist eine Figur Homburgs. Die rätselhafte Froben-Episode, sonst funktionslos und pure Brandenburger Devotionalie, erhält hier ihre Bedeutung.

Dies ist es nun, was der Kurfürst fordert: der Prinz soll sterben. Das Todesurteil ist jetzt leichter zu verstehen: Homburg stirbt als Sohn, der die Frauen und den Platz des Vaters wollte. Und bereits der Vorsatz ist strafbar; strafbar ist bereits der Traum, ist der Wunsch.

Daß er in seiner Funktion als Sohn sterben soll, als Verlierer eines Vater-Sohn Konfliktes, das wird im Verweis auf J.Brutus deutlich, jenen mythischen Brutus, der um des Gesetzes willen seine Söhne töten ließ [41-777]. Wobei jede Nennung des Namens Brutus auch auf einen anderen Mörder verweist, jenen M.J.Brutus, der seinen "Vater" Cäsar ermordet hat. Homburg selbst gibt im Gespräch mit Hohenzollern eine Reihe von Erklärungen für die Härte des Fürsten, die diese Interpretation stützen: Zunächst glaubt er, der Fürst sei eifersüchtig auf seine Erfolge und wolle ihn zu rechtstutzen:

"Ich bin ihm wert, das weiß ich Wert wie ein Sohn [...]
 Schien er am Wachstum meines jungem Ruhms
 Nicht mehr fast, als ich selbst, sich zu erfreun? [...]
 Und er, er sollte lieblos jetzt die Pflanze,
 Die er selbst zog, bloß, weil sie sich ein wenig
 Zu rasch und üppig in die Blume warf,
 mißgünstig in den Staub daniedertreten?" [43-829]

Dann, als er begriffen hat, wie ernst es dem Fürsten ist, sucht er nach einer Erklärung und findet sie darin, daß er, so unterstellt er, anders über Natalie verfügen, sie an den schwedischen König verheiraten wolle [51-1028]. Homburg denkt, er soll sterben, weil er die Frau begehrt hat, über die der Kurfürst verfügt.

Die Todesstrafe ist die Form des "ins Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg, ins Nichts, ins Nichts!", womit zu Beginn der verräterische Traum des Prinzen beendet worden ist.

Freilich, was ist das für ein Vater, der auf eine geträumte Attacke so reagiert, dem der Vorsatz bereits so strafbar ist? Er widerstreitet dem, was von Struktur sein Schicksal, das Schicksal eines tatsächlichen Vaters, wäre, die Aufhebung zu erdulden, sich kastrieren zu lassen; sein Gesetz, das er nicht nur vertritt, mit dem er sich vielmehr gleichsetzt, heißt "nein!". Als ungebrochener Vertreter dieses "Nein!", ist der Kurfürst ein Ungeheuer, schlimmer als alle bekannten Ungeheuer der Weltgeschichte [46-846] und ganz zu trennen von dem freundlichen Vater, der er sonst ist. (Natalie zu ihm: "Gott schuf doch nichts Milderer als Dich!" [54-1105]). Wobei vollkommene "Nettigkeit" und vollkommene "Härte" nur zwei Seiten derselben Medaille einer in der Tatsächlich-

keit unmöglichen väterlichen Vollkommenheit sind, die, gäbe es sie denn, Perversion wäre.

Wie sich verhalten vor dieser Gewalt, die bereits das Wünschen so bestraft?

Der Gnaden-Akt

Homburg kämpft nicht, er kriecht zu Kreuze; er verzichtet mit einem Schlage auf alle Wünsche, die wir in seinem Eingangsträum erkennen konnten. Zunächst nur, um sein Leben zu retten, ohne Einsicht in die "Berechtigung" der Strafe. Dann im Einverständnis mit dem Fürsten, zum Tode bereit. Im ersten Schritt also verzichtet er auf alle Wünsche um des einen Wunsches willen: leben. Er verzichtet auf Ruhm, er verzichtet auf die Frau; er verzichtet ausdrücklich für sie und sich auf Kinder. Er verzichtet darauf, Familie zu bilden, Vater zu sein; er verzichtet darauf, bei Hofe noch eine Rolle zu spielen, im Bannkreise des Fürsten zu bleiben und will weit weg auf seinen eigenen Ländereien leben:

Mag er mich meiner Ämter doch entsetzen,
 Mit Kassation, wenns das Gesetz so will,
 Mich aus dem Heer entfernen: Gott des Himmels!
 Seit ich mein Grab sah, will ich nichts, als leben,
 Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei [50-1000]

Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück [...]
 Nataliens begehrt ich gar nicht mehr,
 In meinem Busen ist alle Zärtlichkeit für sie verlöscht
 [51-1022]

In einem zweiten Schritt seiner Entwicklung wird er von dem Kurfürsten dazu gebracht, das "Gesetz" und mit ihm das Todesurteil zu bejahen. Dies bedeutet nun den Verzicht auf den letzten Wunsch, leben wollen.

Die Anerkennung des Willens des Kurfürstens impliziert, daß er nicht mehr als Mensch, als tatsächlicher Vater, anerkannt werden kann. Ihn so anerkennen, heißt einen Anspruch anerkennen, der sich mit dem Gesetz eins wähnt. Damit kann er nicht mehr Homburgs "Vater" sein, diese Bezeichnung wird ihm ausdrücklich aberkannt [78-1765]. Aus dem persönlichen Vater ist ein Vater geworden, der auf der Ebene eines Gesetzes figuriert, als dieses Gesetz selbst anerkannt worden ist und zu dem in dieser Funktion nichts "Persönliches" mehr schwingt.

In einem dritten Schritt wird nun die Begnadigung möglich. Und es scheint, daß Kleist eine Versöhnung von Gesetz des Vaters und Aufstieg des Sohnes mit eigener Familiengründung für möglich hält. In der Schlußszene, die dem Eingangstraum nachgestellt ist, erhält er vom Fürsten alles einst Erträumte:

Die Prinzessin [...] setzt ihm den Kranz auf, hängt ihm die Kette um, und drückt seine Hand an ihr Herz [S.82]

Alles scheint erfüllt, so unerträglich erfüllt, daß der Prinz in Ohnmacht fällt. Alles? Nein, der Kurfürst lebt ja noch und ist in Amt und Würden. Und solange er lebt, bleibt all dies so unmöglich, wie es immer schon war. In der Schlußszene ist nichts erreicht gegenüber dem Traum der Eingangsszene. Homburg und die fürstliche Familie haben sich nicht einen Schritt voran bewegt, sondern allenfalls im Kreise. Deshalb muß Kottwitz sagen: "ein Traum, was sonst". Und es ist derselbe Traum wie zu Beginn.

"Allein genießen" - der zölibatäre Triumph

Dieses Drama kennt drei Welten, drei Schauplätze. Zwei irdische: die Welt des Kurfürsten und die Herkunftswelt Homburgs (seine Güter am Rhein); dazu eine Welt außerhalb von Raum und Zeit, die Welt der Unsterblichkeit, die der Gestirne. Homburg ist in keiner dieser Welten wirklich heimisch. Das Drama zeigt, wie er seinen Ort sucht, aber nicht findet, nicht finden kann.

Zwei der Welten, jene, aus der er stammt, und jene, in die er sich am Ende kurz vor der Begnadigung träumt, sind "zölibatäre" Welten, Junggesellenwelten:

Ich will auf meine Güter gehn am Rhein,
Da will ich bauen, will ich niederreißen,
Daß mir der Schweiß herabtrieft, säen, ernten,
Als wärs für Weib und Kind, allein genießen,
Und, wenn ich erntete, von neuem säen,
Und in den Kreis herum das Leben jagen,
Bis es am Abend niedersinkt und stirbt. [51-1030]

So ruft er, als er noch Gnade erlangen will und meint, seine Verbindung mit Natalie stehe dem entgegen. Ausdrücklich und erstaunlich schnell verzichtet er auf sie und auf Nachkommenschaft. Und er malt das Bild einer Junggesellenzukunft voller Arbeit, ganz eingeflochten in den Kreislauf des Lebens. Dieser Kreisläufigkeit des Lebens, diesem barocken ES IST ALLES GANZ EITEL, mag er zu entkommen hoffen in seiner Sternenwelt des

"Nun, o Unsterblichkeit, bis du ganz mein!
Du strahlst mir, durch die Binde meiner Augen,
Mir Glanz der tausendfachen Sonne zu!
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Ätherräume schwingt mein Geist;

Und wie ein Schiff, vom Hauch des Windes entführt,
 Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
 So geht mir dämmernd alles Leben unter:
 Jetzt unterscheid ich Farben noch und Formen,
 Und jetzt liegt Nebel alles unter mir" [81-1830]

Radikale Welt- und Lebensflucht soll den Prinzen in ein Reich der Unsterblichkeit führen, von allen irdischen Schlacken frei - eine reine Unsterblichkeit, kein Wort mehr von all dem, was in den Eingangswünschen zu dieser Unsterblichkeit gehörte: Schlachtenruhm vor allem. Und, entscheidend: kein Wort mehr von politischer Macht, kein Wort mehr von Natalie: ihm, ihm allein strahlt der tausendfache Sonnenglanz entgegen. Auch dies eine völlig selbstgenügsame, des sozialen Bandes vergessende "Lösung". Narzißmus pur im Glanz des Imaginären, das nur radikal gedacht werden kann als ein alles oder nichts. Und - frauenlos, kinderlos; insbesondere: ohne jede Genealogie, ohne woher, ohne wohin ("in den Kreis herum" in der ersten Welt, ins Unendliche in der zweiten).

Diese beiden zölibatären Lösungen sind die Antwort darauf, daß es in der Realität mit der genealogischen, familialen Lösung nicht klappt, nicht klappen kann, weil dort ein Vater herrscht, dem nicht beizukommen ist. Homburg gelingt es nicht, an seine Stelle zu treten.

Erlauben Sie mir, ein wenig zu spekulieren. Ich behaupte, daß in dieser Welt ein Konflikt vielfach verstellt und verschoben ist, der "eigentlich" folgenden Ablauf hat: In die narzistische Traumwelt des Prinzen bricht der Vater ein, führt ihn in Versuchung, indem er ihm Köder vor die Nase halten läßt, und induziert dessen Wünsche - Ruhm, Platz

des Fürsten, eine Frau des Fürsten - und schließt mit einer Herausforderung:

"Ins Nichts mit Dir zurück, Herr Prinz von Homburg,
 Ins Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht,
 Sehn wir, wens dir gefällig ist, uns wieder!
 Im Traum erringt man solche Dinge nicht!" [8-75]

Diese Zeilen lassen sich als Herausforderung lesen, als ein: "Komm doch, und hol sie dir!" Dies ist die Gegenfigur zu der bekannteren Herausforderung von Gesetz und Vater durch den Sohn. Es gehört nicht minder zum Herrn, daß er den Sohn zur Überschreitung auffordert - freilich nur, um ihn zu deckeln, ihm seine Grenzen zu zeigen. So rechnet Hohenzollern zu Recht dem Fürsten sein Handeln genau in diesem Sinne vor, und dieser nennt es selbst einen zweideutigen Scherz [76-1719]. Er stellt ihm eine Aufgabe, sagt ihm, was eigentlich zu tun wäre, um seine Träume Tat werden zu lassen. "Solche Dinge": Platz und Frau des Fürsten, erringt man in der Schlacht, aber in einer Schlacht mit dem Fürsten, in der Auseinandersetzung mit ihm. Diese wird aber mehrfach "verschoben". Zum Gegner wird der Schwede Wrangel. Er wird statt des Fürsten besiegt und in die Flucht geschlagen. Zum Mörder wird Froben. Er übernimmt für einen Augenblick die Arbeit, den Fürsten zu verdrängen. Er stirbt an des Prinzen Stelle, dessen Traum er erfüllt hat; er stirbt, erneute Verschiebung, aber von der Schweden Hand, nicht von der des Fürsten. Dessen Strafakt richtet sich genau gegen den, der ihn eigentlich hätte verdrängen müssen und davon geträumt hat: den Prinzen. Dieser steht schließlich für diese Schuld ein und will die Todesstrafe auch auf sich nehmen.

Diese Konstruktion könnte etwas den latenten Traumgedanken Analoges in der Analyse erfassen. Die manifeste Handlung wird zu "traumhaftem" Widersinn durch der Traumarbeit analoge Entstellungen und Verschiebungen. Der Widersinn, das Skandalöse - es wird "verständlicher", wenn wir von diesem Konstrukt ausgehen.

Homburgs Weg beginnt in einer Welt narzisstischer Geschlossenheit, deren Symbole Kranz und Spiegel sind. Es ist eine Welt des So gefalle ich mir; besser vielleicht: des So könnte ich mir gefallen. Hier will er von der Kastration nichts wissen. Unbesetzt freilich ist der Ort des Woher, von woher das Subjekt sich gefällt. In diese Welt bricht krachend und mit Eclat der Vater ein. Ein Vater, der eine nicht minder imaginäre glanzvolle Vollkommenheit bereits verkörpert. Er verweigert dem Subjekt die Kette, die Marke der Identifikation, die er nur aufreizend zeigt, um sie dann zu entziehen. Zu Tage tritt der Wunsch des Prinzen, beiden Welten anzugehören, beides zu erlangen: die narzistische Vollkommenheit (als ein unter die Sterne Versetzter) zusammen mit einer Lebenswelt, zu der Macht, Frau und Kinder gehören, Vaterschaft und Genealogie. Dies ist des Prinzen *Superbia*, seine Hybris.

Diese zweite Welt ist freilich "besetzt" durch einen, dem er nicht gewachsen ist, gegen den er keine Chance hat. Denn *dieser* Vater verwechselt sein eigenes Begehren mit dem Gesetz. Er will ihn stillstellen: dies ist der Sinn des Befehles, sich in der Schlacht nicht zu rühren, dies ist der Sinn der Forderung buchstäblichen Gehorsams.⁵ Wer so unter den Buchstaben gestellt ist, der versteinert. Vielleicht weicht er aus, verschiebt, agiert wie Homburg mit einem unzeitigen Angriff, in dem er traumgefangen den falschen schlägt: den

Schweden statt des Fürsten. Da wurde so viel verschoben, daß für Homburg nichts Wirkliches zu tun bleibt. So festgenagelt ist Subjekt nicht mehr und ist Begehren nicht möglich.

Woher die Stärke dieses Vaters, in diesem psychischen Geschehen des Dramas? Daher: der Vater kann von Kleist nicht minder narzistisch und vollkommen imaginär gesehen werden als der Sohn. Ein so im Glanz Vollkommener ist genauso unmöglich wie des Prinzen Traumprinz. In ihrer Abso-
lutheit geht nur ein Er oder ich. Ein solcher Vater ist nicht wegzuräumen, sondern nur wegzuträumen.⁶

Was ist das für ein Gesetz, was ist das für ein Vater, für ein Bild eines Vaters, der sich zum Henker des Gesetzes macht? Dieser Vater hier ist selbst die Fülle⁷ (Lichtsymbolik). Wenn die Funktion des Vaters als des Dritten, der in die Dyade eindringt, darin besteht, störend das durchzusetzen, was ohnehin von Struktur ist: die Unmöglichkeit der Fülle - das macht er. Aber wenn Fülle unmöglich ist, wenn Kastration ist, dann ist natürlich auch Kastration des Vaters. Hier aber haben wir einen "Vater", der nicht nur Agent der Struktur ist, sondern der sich auf die unmögliche Position der Vollkommenheit begibt.

Des Prinzen erste Reaktion, als ihm die Todesstrafe droht, ist der Gedanke an Flucht. Das entscheidende an dieser Flucht ist der Verzicht auf Genealogie, auf Frau und Kind. Sein Gewimmere umkreist nur einen Gedanken: ich will diesem Vater nicht mehr in die Quere kommen - nur fort von ihm, und: nur fort von seinen Frauen, von allen Frauen. Was er anbietet, ist die Kastration (sichtbar auch im angebotenen Verzicht auf alle Würdenzeichen etc). Die zölibatäre Reaktion der Junggesellenexistenz als ein Mittel, den Risiken

der Aufhebung des Vaters zu entgehen. Ein dritter Weg im Kampf von Herr und Knecht? In diesem ersten Schritt, der Flucht, beugte er sich der Macht des Vaters, erkannte aber das Gesetz nicht an - er wich der Gewalt. Dies ist noch der Standpunkt des *Behalt sie bloß, aber laß mich leben*. Er will an einen Ort, wo das Gesetz nicht gilt - in eine "vaterlose Gesellschaft". Liebe der Fürst ihn gehen, wäre dies keine Begnadigung, sondern eine Enlassung.

Aber dazu kommt es nicht, der Prinz kehrt wie am Bändsel gezogen zurück und beugt sich dem Anspruch des Herrn: mich willst du doch und mein Gesetz! Und auf den Ruf antwortet der Prinz: hier bin ich, und er folgt. Warum nur kann er auf das Gesetz, in dessen Namen der Herr ihn in Anspruch nimmt, nicht verzichten? Und warum wird ihm der Tod jetzt so leicht?

Die Frage *Wie würdest Du entscheiden* unterstellt ihn dem Gesetz, das er vorher fliehen wollte. Und er läßt sich ihm unterstellen. Vielleicht hat ihn die Frage begreifen machen, daß er diesem Gesetz nirgends entkommen kann, daß es nun einmal das Gesetz ist, auch dort und dann, wenn er selbst entscheidet. Er begreift, daß Kastration unausweichlich ist in dieser Welt, daß dieses Gesetz nun einmal in uns, also auch in ihm ist, solange wir in der Welt des Vaters, der Väter sind. Darum will er die andre Welt; darum will er die reine Unsterblichkeit, von allen irdischen, weltlichen Schlacken des irdischen Ruhms befreit, den er nun ganz dem Fürsten überläßt.

Er kann ihn nicht aufheben. Er hat zwei, nur zwei Möglichkeiten: Er könnte ihm dienen - das hieße zwar leben, aber verkürzt um die fehlende Fülle, und das heißt für diesen Traumwünscher wiederum nicht leben. Oder, will er den

Fürsten anerkennen und leben lassen, muß er sein eigenes Reich finden: nicht von dieser Welt, sondern eine Welt des Jenseits. So wählt er das Nichts, das ihm der Kurfürst ja schon zugesprochen hatte - aber damit wählt er die Freiheit vom allmächtigen Vater und erlangt einen Raum, der durch kein Gesetz und keinen Gesetzesagenten beschnitten und geschmälert wird: die unendliche Fülle der tausend Sonnen.

Ihm also, dem Prinzen, der Tod und das Jenseits, aber in der Form der Unsterblichkeit. Dem Fürsten hingegen das Leben und die Allmacht im Diesseits. Und bei dieser Zuordnung hat der Prinz im Imaginären dann doch den Fürsten übertrumpft. Fast gönnerhaft, mir tönt der Passus ironisch, kann er sagen:

Geh und bekrieg, o Herr, und überwinde
Den Weltkreis, der dir trotzt - denn du bists wert!
[79-1799]

Dem Prinzen gehört der "Glanz der tausendfachen Sonnen" - was macht es da aus, daß er nicht mehr lebt? Und so betrachtet, hat der Prinz auf eine vertrackte Weise den Kampf gegen seinen Vater doch gewonnen. Seine Vergottung setzt den zuvor gottgleichen Vater herab; der wird destituiert und auf die Erde beschränkt. Homburgs Tod ist die Strafe für diese Destituierung, die ihn zugleich aber von den irdischen Beschränktheiten seines Vaters befreit und ihm den unbeschränkten Himmel zuweist. So mag er, der Vater, denn leben in seiner Welt des Gesetzes und der Kastration: beschränkt, kastriert, weil er die Jenseitsfülle nicht hat.

Nun, so endet das Drama gleichwohl nicht. Als verdeckte Komödie will es sich zu dieser Schärfe nicht bekennen und kehrt zurück zum Traum des Beginns und stellt ihn als erfüllt dar. Dies "Nun o Unsterblichkeit" des Prinzen, der seine

Hinrichtung erwartete, war noch eine "reine" Wunscherfüllung. Die Rückkehr ins Leben durch den Begnadigungsakt ist eine falsche, verlogene Wunscherfüllung in der Realität.

Denn: wenn wir die die Schlußszene erneut als Traum lesen und als Wunscherfüllung: dann zeigt sich, daß Kleists Prinz noch immer ein Begehren hat, das alle anderen an die Kette nimmt: er begehrt das Gesetz, genauer: den Herrn. Den absoluten Herrn. Denn alle Wunscherfüllungen, die ihm beschert werden, werden ihm vom Fürsten beschert. Und damit scheint Wunscherfüllung immerhin möglich.

Daß dieser Füllevater aber bleiben möge, das ist die Quintessenz und die eigentliche Grundierung des Rufes: "In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

Anmerkungen:

1. Auszüge aus einem Vortrag über Kleists "Prinz Friedrich von Homburg" vor der Berliner "Psychoanalytischen Assoziation, Die Zeit zum Begreifen" am 30.11.1991
2. Seiten- und Zeilenangaben beziehen sich auf die Edition Reclam.
3. Insofern ist der Kurfürst kein Herr. Denn der Herr will, daß es läuft, weiter nichts. In der Nachfolge des Herrn steht historisch die Bürokratie: die will nicht so sehr, daß es läuft, sondern sie will regeln und wissen, wie es laufen soll.
4. "Was kann der Sieg euch, meine Brüder, gelten, / Der eine, dürftige, den ich vielleicht / Dem Wrangel noch entreiße, dem Triumph / Verglichen, über den verderblichsten / Der Feind in uns, den Trotz, den Übermut" [178-1750]
5. Und auf vertrackte Weise wieder eine Wunscherfüllung. Erfüllung des Wunsches nämlich, alles möge auf Kommando des aters geschehen.
6. Genauer: Weggeträumt wird nicht der Vater, sondern die Unmöglichkeit einer Koexistenz mit ihm.
7. Man beachte, wie sehr Kleist Sorge trägt, diese Fülle immer wieder mit den Mitteln der Lichtsymbolik in Szene zu setzen - stets ist der Fürst ausdrücklich von strahlendem Glanz umgeben.